

verwundeten Pferden und ihren Reitern auf, die Mühe hatten, sich von den in Panik geratenen Tieren zu entfernen.

Der Feind hatte seine Wurfspeer verbraucht. Jetzt zog jeder Mann sein Schwert – das lange Spatha, das zur Grundausrüstung der römischen Reiterei gehörte. Nun hatte sich das Blatt gewendet, und die Eskorte stand vor ihrer völligen Vernichtung.

»Sie greifen an!«, rief eine panische Stimme direkt neben dem Decurio. »Lauft!«

»Nein! Zusammenbleiben!«, brüllte der Decurio und glitt von seinem verletzten Pferd. »Wenn ihr flieht, seid ihr verloren! Zusammenbleiben! Alle zu mir!«

Der Befehl kam zu spät. Die Hälfte der Männer befand sich schon nicht mehr im Sattel. Manche waren noch benommen vom Sturz, die anderen versuchten immer noch, ihre Pferde unter Kontrolle zu bekommen. Eine koordinierte Verteidigung war unmöglich. Jetzt war jeder Mann auf sich allein gestellt. Der Decurio trat zur Seite, damit er genügend Platz hatte, um mit der Lanze manövrieren zu können. Er starrte auf die gesenkten Schwerter der unaufhaltsam herantrabenden Gegner.

Ein Befehl ertönte auf Latein. »Lasst sie!«

Die acht Reiter steckten ihre Schwerter in die Scheide und rissen fest an den Zügeln, um den verängstigten Römerhaufen zu umrunden. Dann gaben sie ihren Pferden die Fersen und galoppierten in Richtung des Legionslagers.

»Scheiße«, murmelte jemand in plötzlicher Erleichterung. »Das war knapp. Ich dachte schon, dass sie uns gleich den Garaus machen.«

Instinktiv schloss sich der Decurio dieser spontanen Gefühlsregung an. Doch dann gefror ihm das Blut in den Adern.

»Der Grieche ... sie sind hinter dem Griechen her.«

Und sie würden ihn erreichen. Trotz ihres Vorsprungs würde der benommene Mann die Prätorianer erheblich verlangsamen. Man würde sie einholen und abschlachten, lange bevor sie sich in General Plautius' Lager in Sicherheit bringen konnten.

Der Decurio verwünschte den Griechen und sein eigenes Pech, weil ausgerechnet er mit dieser Aufgabe betraut worden war. Er packte die Zügel des Pferdes, auf dem der verwundete Soldat ritt, der sich immer noch damit abmühte, den Wurfspeer aus seinem Bauch zu ziehen.

»Runter da!«

Der Mann biss vor Schmerzen die Zähne zusammen. Offenbar hatte er den Befehl gar nicht gehört. Der Decurio warf ihn aus dem Sattel und schwang sich aufs Pferd. Mit einem entsetzlichen Schrei fiel der Mann so heftig auf den Boden, dass der Speer dabei zerbrach.

»Alle, die noch im Sattel sitzen – mir nach!«, rief der Decurio, wendete das Pferd und galoppierte den Angreifern hinterher. »Mir nach!«

Er beugte sich so weit vor, dass die Mähne des Tieres gegen seine Wange strich. Das Pferd schnaubte und strengte jeden Muskel an, um den erbarmungslosen Befehlen seines Herren zu gehorchen. Der Decurio sah sich um. Vier Männer hatten sich aus dem Haufen gelöst und folgten ihm. Fünf gegen acht. Es sah schlecht aus, doch zumindest hatte der Feind keine Wurfspere mehr. Gegen ein einfaches Schwert hatte der mit Lanze und Schild bewaffnete Decurio einen deutlichen Vorteil. Sein Herz war mit dem Verlangen erfüllt, blutige Rache an den unbekanntenen Gegnern zu üben, und so trieb er sein Pferd unbarmherzig an. Gleichzeitig sagte ihm sein Verstand, dass er in erster Linie den Griechen retten musste, der an diesem Desaster überhaupt erst schuld war.

Die Straße führte eine sanfte Anhöhe hinab. Der Feind donnerte in dreihundert Schritten Entfernung dahin. Eine Drittelleile davor ritten die Prätorianer, die immer noch Mühe hatten, den Griechen im Sattel zu halten.

»Los doch!«, rief der Decurio über die Schulter. »Nicht zurückfallen!«

Die drei Reitergruppen durchquerten das Tal und ritten zu der Anhöhe dahinter hinauf. Nun wurde deutlich, dass die Angreifer ihre Tiere bei der ersten Attacke über Gebühr ermüdet hatten. Die Lücke zwischen ihnen und dem heranstürmenden Decurio schloss sich zusehends. Mit einem Triumphschrei rammte er die Fersen in die Flanken des Pferdes. »Los doch! Los doch, meine Schöne! Mit letzter Kraft!«, brüllte er in die Ohren seiner Stute.

Als der Feind die Spitze des Hügels erreicht hatte, war sein Vorsprung bereits um die Hälfte zusammengeschmolzen. Die Reiter waren mittlerweile hinter der Hügelkuppe verschwunden, doch der Decurio war sich sicher, dass sie sie einholen würden, bevor sie über den Griechen und die Prätorianer herfallen konnten. Er drehte sich um und bemerkte erfreut, dass ihn seine Männer fast erreicht hatten. Also würde er nicht allein gegen den Feind anreiten.

Auf der Spitze des Hügels angekommen, erkannte er in etwa drei Meilen Entfernung das gewaltige, lang gestreckte Lager des Generals. Ein verworrenes Muster aus winzigen Zelten überzog ein riesiges Areal, das von einem mit einer Palisade gekrönten Erdwall begrenzt wurde. Hier hatten sich drei Legionen und zahlreiche Hilfskohorten versammelt, um in einem unaufhaltsamen Vorstoß Caratacus und seine britische Armee aufzuspüren und zu vernichten. Der Decurio hatte nur wenige Augenblicke, um diesen Anblick zu genießen – dann wurde die Aussicht durch mehrere feindliche Reiter blockiert, die gewendet hatten und nun auf ihn zugestürmt kamen. Er hatte keine Zeit mehr, anzuhalten und seine Männer um sich zu scharen, daher hob er schnell seinen Schild und richtete die Lanzenspitze auf die Brust des nächsten Angreifers.

Und plötzlich war er mitten im Getümmel. Der wuchtige Aufprall schleuderte seinen Arm zurück und verdrehte ihm schmerzhaft die Schulter. Die Lanze wurde

ihm aus der Hand gerissen. Als der Gegner mit wehenden Umhängen, Mähnen und Pferdeschwänzen an ihm vorbeipreschte, hörte er das dumpfe Grunzen des Mannes, den er durchbohrt hatte. Eine Schwertklinge schlug gegen seinen Schild, glitt am Messingbuckel ab und schlitzte seine Wade auf. Dann waren sie an ihm vorbei. Der Decurio riss die Zügel herum und zog das Schwert. Waffenklirren und Schreie kündigten die Ankunft seiner Männer an.

Mit hochoberem Schwert stürzte sich der Decurio in den Kampf. Seine Männer waren in der Unterzahl und kämpften mit dem Mut der Verzweiflung. Wer eine Attacke abwehrte, fiel ungedeckt der nächsten zum Opfer, und als der Decurio seine Männer erreicht hatte, lagen bereits zwei von ihnen blutend neben dem stöhnenden Mann, den der Decurio mit seiner Lanze durchbohrt hatte, auf dem Boden.

Er bemerkte eine Bewegung zu seiner Rechten und zog den Kopf ein, als sich eine Schwertspitze in den Metallrand seines Schildes grub. Der Decurio riss den Schild zur Seite, um so seinen Gegner zu entwaffnen, wirbelte herum und holte gleichzeitig mit dem Schwert aus. Die Klinge blitzte, und der Mann riss angesichts der drohenden Gefahr weit die Augen auf und ließ sich nach hinten fallen. Die Schwertspitze des Decurio drang durch seine Tunika, zerkratzte jedoch lediglich seine Brust.

»Scheiße!«, zischte der Decurio und gab seinem Pferd die Fersen, um näher an seinen Gegner heranzukommen. Das wilde Verlangen, den Feind zur Strecke zu bringen, machte den Decurio blind für Angriffe von anderen Seiten, und so sah er die Gestalt, die auf ihn zurannte und ihr Schwert in seine Hüfte bohrte, viel zu spät. Er bemerkte den Hieb erst, als der Mann mit bluttriefendem Schwert zurücksprang. Sofort begriff der Decurio, dass es sein Blut war, das an der Klinge klebte, doch er hatte keine Zeit, um die Wunde in Augenschein zu nehmen. Ein kurzer Blick verriet ihm, dass er der letzte Überlebende war. Seine Männer waren entweder tot oder lagen im Sterben. Ihre merkwürdigen, schweigenden Gegner, die kämpften, als wären sie für die Schlacht geboren, hatten erst zwei Verluste hinnehmen müssen.

Hände griffen nach seinem Schildarm, und der Decurio wurde erbarmungslos aus dem Sattel gerissen und fiel so hart auf den Erdboden, dass ihm die Luft aus der Lunge gedrückt wurde. Er lag auf dem Rücken, als sich eine dunkle Silhouette vor den blauen Himmel schob. Der Decurio sah sein Ende nahen, verzichtete jedoch tapfer darauf, die Augen zu schließen.

Seine Lippen verzogen sich zu einem verächtlichen Grinsen. »Nun mach schon, du Bastard!«

Doch der Schwerthieb blieb aus. Der Mann wirbelte herum und war verschwunden. Dann ein Scharren, Schnauben und sich schnell entfernendes Hufgeklapper, bis nur noch die eigentümlich friedliche Stille eines Sommernachmittags zu hören war. Das Summen der Insekten wurde nur vom Stöhnen eines Mannes unterbrochen, der verletzt im Gras neben dem Decurio lag. Der konnte

kaum fassen, dass er noch am Leben war, dass der Feind ihn verschont hatte, obwohl er hilflos zu Boden gegangen war. Er schnappte nach Luft und setzte sich auf.

Die sechs überlebenden Reiter hatten die Verfolgung des Griechen wieder aufgenommen. Bitterer Groll stieg im Decurio auf. Er hatte versagt. Obwohl er seine Männer geopfert hatte, würde es den Unbekannten gelingen, den Griechen einzuholen. Schon konnte er sich die harsche Strafpredigt ausmalen, die ihm bevorstand, wenn er und die kümmerlichen Überbleibsel der Eskorte zum Lager der Kohorte zurückkehrten.

Plötzlich überkamen den Decurio Schwindel und Übelkeit, und er musste sich mit der Hand auf dem Boden abstützen, um nicht umzufallen. Die Erde unter seinen Fingern fühlte sich warm, klebrig und feucht an. Er sah an sich herab und bemerkte, dass er in einer Blutlache saß. Sein Blut, wie ihm benommen klar wurde. Dann erinnerte er sich an die Wunde in seiner Hüfte. Eine Hauptschlagader war durchtrennt worden. Dunkles Blut spritzte stoßweise zwischen seinen ausgestreckten Beinen hervor. Sofort presste er eine Hand auf die Wunde, doch er konnte den warmen Strom, der durch seine Finger floss, nicht aufhalten. Es wurde kälter, und mit einem traurigen Lächeln wurde ihm bewusst, dass er die Abreibung durch den Präfekten der Kohorte nicht länger fürchten musste. Nicht in diesem Leben zumindest. Der Decurio hob den Kopf und sah zu dem Griechen und seinen Leibwächtern hinüber, die nur noch winzige Punkte in der Entfernung bildeten.

Sie flohen um ihr Leben, doch der Ernst ihrer Lage war nicht länger seine Sorge. Sie waren nur noch Schatten, die am Rande seiner schwindenden Sinne tanzten. Er ließ sich ins Gras zurückfallen und starrte in den klaren blauen Himmel. Der Waffenlärm war längst verhallt. Nur das einlullende Summen der Insekten war geblieben. Der Decurio schloss die Augen und nahm die wohltuende Wärme des Sommernachmittags in sich auf, bis sein Bewusstsein allmählich schwand.

KAPITEL 2

Aufwachen!« Der Prätorianer schüttelte die Schulter des Griechen. »Narcissus! Wach auf!«

»Du verschwendest deine Zeit«, sagte sein Kamerad auf der anderen Seite. »Der ist außer Gefecht.«

Beide sahen sich zu dem Scharmützel auf der Hügelkuppe um.

»Dieser verdammte Hurensohn muss endlich aufwachen. Sonst sind wir geliefert. Ich bezweifle, dass unsere Freunde da oben noch viel länger durchhalten.«

»Tun sie auch nicht.« Sein Begleiter kniff die Augen zusammen. »Es ist vorbei. Vorwärts.«

Der Grieche stöhnte und hob mit schmerzverzerrter Miene den Kopf. »Was ... ist passiert?«

»Wir sind in Gefahr, Herr. Wir müssen schnell weiter.«

Narcissus schüttelte den Kopf, um den dumpfen Nebel zu verscheuchen, der sich über seinen Verstand gelegt hatte. »Wo sind die anderen?«

»Tot, Herr. Wir müssen weiter.«

Narcissus nickte, ergriff die Zügel und trieb sein Pferd an. Plötzlich schoss es vorwärts, als ihm der Prätorianer mit dem Schwert sanft in die Seite stach.

»Langsam!«, blaffte Narcissus.

»Tut mir leid, Herr. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Jetzt hör mal zu!« Narcissus wandte sich ärgerlich um, um den Prätorianer daran zu erinnern, mit wem er es hier zu tun hatte. Dabei huschte sein Blick über die Straße hinter ihnen. Ihre Verfolger hatten soeben den letzten Mann der Eskorte niedergemacht und nahmen die Verfolgung wieder auf.

»Also gut«, murmelte er. »Verschwinden wir.«

Während die drei Reiter ihre Pferde antrieben, sah Narcissus zum entfernten Lager hinüber. Er hoffte, dass die Wachen aufmerksam genug waren, um die beiden Gruppen rechtzeitig zu entdecken und Alarm zu schlagen. Wenn aus dem Lager nicht umgehend Hilfe kam, war es durchaus möglich, dass sie dort nicht lebend ankommen würden. Die unzähligen Reflektionen des Sonnenlichts auf den polierten Waffen und Rüstungen im Lager hätten genauso gut Sterne sein können, so unerreichbar schienen sie ihm.

Der Feind, der sich mit donnernden Hufen näherte, war kaum mehr als eine Viertelmeile entfernt. Von diesen Männern konnte sich Narcissus keine Gnade erhoffen. Sie machten keine Gefangenen. Es waren Attentäter, und ihr Befehl lautete,